

Zeitschrift: ZeitBild

Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut

Band: 11 (1970)

Heft: 20

Artikel: "Ich kämpfte für den Frieden" 3. So wurde ich ein Freiheitskämpfer...

Autor: György, Ervin

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092628>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Ich kämpfte für den Frieden»

So wurde ich ein Friedenskämpfer...

Von Ervin György

In seiner Inside-Story über den Weltfriedensrat berichtet Ervin György in diesem Beitrag über seinen eigenen Eintritt in diese Bewegung. Im ungarischen Friedensrat war er Referent für das westliche Ausland. Wie und warum er erst einmal überall ins Fettnäpfchen trat, sagt er hier.

Wie ich schon berichtete, erlebte die Friedensbewegung durch Chruschtschews Politik der friedlichen Koexistenz Anfang der sechziger Jahre einen neuen Aufschwung. Beziehungen zum westlichen Ausland sollten angestrebt werden. Diesem Umstand konnte ich verdanken, dass ich zum aktiven, hauptamtlichen Friedenskämpfer wurde.

Am 1. Januar 1961 war ich aus Rumänien — als gebürtiger Ungar — nach Ungarn zurückgekehrt. Ich erhielt einen Lehrauftrag an der Budapester Universität und machte eines Tages zufällig die Bekanntschaft des Genossen Laszlo Dezserly, der unter anderem beim Budapester Radio tätig war.

Ein von Rakosi «geweihter» Bischof führte mich ein

Dezserys Lebenslauf zeigt in prägnanter Form, wie das Leben eines Menschen im Sozialismus nicht von ihm selbst, sondern von unberechenbaren Eingriffen der Partei bestimmt wird. Natürlich spielt auch der Charakter des Menschen dabei eine Rolle, aber nur in zweiter Linie. Der auslösende Moment, wie ein *Deus ex machina*, ist die Gunst oder Missgunst eines allmächtigen Parteibonzen. Mein Leben in Ungarn wurde von diesem Dezserly bestimmt. Matyas Rakosi brachte in Dezserly Leben die grosse Wende. Dezserly, Sohn eines Richters, hatte ursprünglich die geistliche Laufbahn gewählt. Während des Krieges wurde er evangelischer Studenten-seelsorger an der Budapester Universität und hatte diese Stellung bis 1949 inne, als eines Tages sein Telefon läutete. Am anderen Ende des Drahtes war niemand anderer als Matyas Rakosi, der «geliebte Vater des ungarischen Volkes». Dezserly dachte im ersten Augenblick, jemand mache mit ihm einen dummen Scherz. Aber es war tatsächlich Rakosi. Er habe einen Artikel Dezserlys im evangelischen Kirchenblatt gelesen und sei von seinen progressiven Gedanken beeindruckt. Solche Geistliche benötige er zum Aufbau des Sozialismus, sagte Rakosi und stellte ohne Umschweife die Frage, ob Dezserly bereit sei, auf den Bischofsstuhl zu steigen. «Das ist unmöglich», antwortete Dezserly verblüfft. Er habe doch keine Parochie, und nur unter den parochialen Pfarrern könne der Bischof gewählt werden. «Dem gehe ich schon nach...», erwiderte Rakosi und hängte auf. Binnen einiger Wochen wurde Dezserly zum Pfarrer der Alt-Budaer Gemeinde berufen und bald darauf zum Bischof «gewählt».

«Hätte ich nein gesagt zu diesem Spiel, wäre ich in ein Internierungslager verschwunden. Dann

doch lieber schon Bischof sein...», meinte Dezserly. 1956 — als der Aufstand ausbrach — wurde Dezserly von seinen rebellisch gewordenen Gläubigen verjagt. Er war zutiefst gekränkt — hatte nicht erwartet, dass sich sein Kirchenvolk an ihm rächen würde. Als ihm der Bischofsstuhl nach der Niederwerfung des Aufstandes erneut angeboten wurde, lehnte er ab, verliess den Kirchendienst endgültig und bewarb sich als Kommentator bei Radio Budapest. Mit seinen «Sonntagsbriefen» übte er im Rahmen der Möglichkeiten Kritik an verschiedenen negativen Erscheinungen im Alltagsleben. Er wurde populär, und Kadar wusste den redlichen Kritiker zu schätzen. Dezserly wurde Parlamentsabgeordneter und Generalsekretär des Weltfriedensrates. So traf ich ihn 1961.

(Der Vollständigkeit halber soll hier noch erwähnt werden, dass Dezserly später den Fehler beging, die vernünftigen Masse der Kritik zu verlieren. In seinem Buch forderte er zum Beispiel mehr demokratische Rechte für die Parlamentsabgeordneten. Daraufhin wurde er im Parlament nicht wiedergewählt, verlor 1967 sogar seinen Posten als Generalsekretär des Friedensrates und lebt heute wieder als namenloser Bürger in Budapest. Er ist noch Mitarbeiter des Radios, kann aber nicht mehr unter seinem Namen veröffentlichen.)

Neugier auf Westkontakte brachte mich zum Ja

Als Dezserly erfuhr, dass ich die deutsche, englische und französische Sprache beherrsche, schlug er mir auf die Schulter: «Mensch, Sie sind der richtige Mann, den wir schon seit langem suchen. Kommen Sie doch zum Friedensrat. Wir brauchen jemanden, der unsere Beziehungen zu den westlichen Friedensbewegungen ausbauen kann.»

Er schilderte mir die materiellen und intellektuellen Vorteile dieser Anstellung. Ich muss offen gestehen, dass ich am tiefsten von der Möglichkeit beeindruckt war, mit westlichen Ausländern in Kontakt treten und gegebenenfalls sogar ins Ausland reisen zu können.

Also aus dieser Sicht war Dezserlys Vorschlag mehr als verlockend. Politische Bedenken hatte ich keine. Für die friedliche Koexistenz mit dem Westen tätig zu werden hielt ich nicht nur für vereinbar mit meiner politischen Einstellung, sondern für das Bestmögliche. Die Niederwerfung des Ungarnaufstandes hatte uns gelehrt, dass wir mit Heldentaten und Blutopfern unser Schicksal nicht ändern konnten.

Chruschtschews «friedliche Koexistenz» und Kadars Losung «Wer nicht gegen uns ist, ist mit uns» war die einzige Alternative, die in dem gegenwärtigen Mächteverhältnis überhaupt geboten wurde. Es blieb mir nur noch ein Problem zu klären:

«Ich bin kein Parteimitglied, war keines und möchte auch keines werden», sagte ich Dezserly.

«Das ist kein Nachteil. Im Gegenteil. Wir sind bestrebt, die Zahl der Parteilosen gegenüber den Parteimitgliedern im Apparat der Volksfront zu heben.»

So geschah es, dass ich mich auf Dezserlys Empfehlung bei der Abteilungsleiterin für «Friedensverteidigung», Frau Sebestyen, vorstellte. Sie schien nicht so von mir begeistert zu sein wie ihr Vorgesetzter, der Generalsekretär Dezserly. Sie wollte die Angelegenheit überprüfen. Ich musste meinen Lebenslauf schreiben und Referenzen angeben.

Die offizielle und die inoffizielle Hierarchie

Nach etlichen Wochen konnte ich meine neue Stelle antreten, und ich wurde mit dem Referat für das westliche Ausland beauftragt, was mich sehr überraschte, denn von Rumänien her war ich noch an die strenge Kaderpolitik gewöhnt.

Der Vorsitzende des Friedensrates war zu jener Zeit Arpad Szakasits (Mitbegründer der Sozialdemokratischen Partei und ihr Leiter nach 1945, 1948 Staatsoberhaupt — 1951 von Rakosi verhaftet, 1956 wieder freigelassen). Generalsekretär wie gesagt — Dezserly. Es verging aber eine geraume Zeit, bis ich wahrnahm, dass nicht diese beiden die massgeblichen Vorgesetzten waren. Der Generalsekretär der Volksfront, Gyula Ortutay, war schon viel wichtiger. Er leitete den ganzen Apparat der Volksfront, in dem unsere Abteilung nur eine von vielen war. Ausserdem stellte sich heraus, dass der Volksfrontsekretär Sandor Harmati unmittelbar für unsere Abteilung verantwortlich und obendrein als Vizepräsident des Friedensrates auch von dieser Seite ein rechtmässiger Vorgesetzter war. Dann forderte der andere Volksfrontsekretär, Imre Szatmari-Nagy, ebenfalls über alle Ereignisse im Friedenskampf unterrichtet zu werden. Mit gutem Recht, er war nicht nur in der Hierarchie der Volksfront irgendwer, sondern auch für den Etat des Friedensrates im Rahmen der Volksfront verantwortlich. Zu allen Ausgaben, Bewirtungskosten und Spesen war seine Unterschrift erforderlich. Es dauerte jedoch noch längere Zeit, bis mir klar wurde, dass die allerwichtigste Person doch meine Abteilungsleiterin Frau Sebestyen war, denn sie war die Sekretärin der Parteiorganisation in der Volksfront. Dann tauchte auch eine gewisse Frau Orban auf; sie war der Verbindungsbeauftragte zwischen Volksfront und Parteizentrale. Sie musste ebenfalls respektiert werden. Zuletzt lernte ich dann auch den Genossen Toth kennen und fürchten: Er war der stellvertretende Leiter der Agitpropabteilung der Parteizentrale und für die Arbeit der Volksfront und des Friedensrates auf höchster Ebene verantwortlich.

Ich war der Elefant im Porzellanladen

Zwischen diesen konfusen Machtverhältnissen bewegte ich mich anfangs wie ein Elefant im Porzellanladen. Ungewollt beleidigte ich der Reihe nach nicht nur fast alle «grossen Tiere», deren

Grösse ich nicht rechtzeitig bemerkte, sondern auch meine Kollegen. Eine junge Genossin war mir mit grosser Freundlichkeit bei der Niederschrift meines ersten Briefes behilflich. Als ich sie dann bat, beim zweiten dasselbe zu tun, belehrte sie mich, sie sei keine Schreibkraft, sondern eine «politische Mitarbeiterin», mir also gleichgestellt. (Später erfuhr ich, dass sie vor einer Woche von der Stenotypistin zur Referentin befördert worden war. Meine Taktlosigkeit war also schwerwiegend.) Ich durchlas die Kopien einiger früher in deutscher Sprache verfasster Briefe und empörte mich über die zahllosen grammatischen Fehler und falschen Ausdrücke. Diese meine Unbesonnenheit entfesselte einen grossen Sturm, denn die Uebersetzerin war die beste Freundin meiner Kollegin Frau P., die ihrerseits die Tochter des Vorsitzenden der Wissenschaftlichen Akademie war und deshalb mit Glacéhandschuhen behandelt werden musste. Dem Genossen Z., Referent für die Friedensaktionen im Inland, widmete ich keine besondere Aufmerksamkeit, weil ich vermutete, er habe keine Beziehungen zu meinem Arbeitsgebiet. Das war sehr falsch von mir; er war nämlich der stellvertretende Sekretär der Parteiorganisation im Hause und obendrein der Freund einer sehr einflussreichen Genossin in der Parteizentrale. Er legte grossen Wert darauf, von allen Einzelheiten in Kenntnis gesetzt zu werden.

«Abwarten, bis man sich an deine Visage gewöhnt hat!»

Meine Laufbahn als Friedenskämpfer hätte gewiss schon frühzeitig ein jähes Ende gefunden, hätte sich der Genosse H. nicht meiner erbarmt. Er war der Sekretär des Generalsekretärs der Volksfront, Gyula Ortutay, ein nicht übermäs-



Vorsitzender des ungarischen Friedensrates war damals Arpad Szakasits, der ehemalige Staatspräsident nach 1948. Ueber die unglaubliche Art und Weise, wie ihn der (aus seinem russischen Exil mittlerweile im Zeichen des Neostalinismus nach Ungarn zurückgekehrte) Diktator Rakosi 1951 festnehmen liess, als Szakasits bei ihm zu Gast war, hatten wir in Nr. 15/1968 berichtet. Im ungarischen Friedensrat hatte der 1956 rehabilitierte Szakasits trotz seiner Stellung als Präsident nicht allzu viel zu bestellen.

sig begabter Journalist, einer jener instinktiven Intellektuellen, die sich rechtzeitig den Spielregeln in den sozialistischen Massenorganisationen angepasst hatten. Er erläuterte mir bei einer Tasse Kaffee alle hintergründigen Zusammenhänge. *«Wenn du dein Wissen zeigst, bist du verloren. Die Mittelmässigkeit ist dein einziger Schutz. Du darfst hier nichts verändern wollen. Am besten tust du im ersten Halbjahr überhaupt nichts. Abwarten, bis man sich an deine Visage gewöhnt hat. Die meisten hier sind eingelebte Aktivisten, die ihr ganzes Leben in der „Bewegung“ verbracht haben. Nichts verabscheuen sie mehr als die „Greenhorns“, die beweisen wollen, sie könnten es besser machen.»*

Ausserdem erfuhr ich nun, dass mein grösstes Handicap die Empfehlung Dezserys sei. Auch er war kein Aktivist, sondern ein Aussenseiter, der auch noch Kadars Gunst besass, was ihn um so verhasster machte. Am besten sollte ich ihn meiden, empfahl mir der Genosse. Es solle nicht der Eindruck entstehen, dass ich «Dezserys Mann» sei.

Ich versuchte so gut wie möglich, H.s Empfehlungen zu befolgen. (Nur meine freundschaftlichen Beziehungen zu Dezsery unterhielt ich weiterhin. Deshalb hatte ich oft Unannehmlichkeiten.)

In den folgenden Monaten tat ich tatsächlich so gut wie nichts. Bei den tagtäglichen endlosen «Besprechungen», die die grösste Zeit unseres Arbeitstages in Anspruch nahmen, öffnete ich kaum meinen Mund. Offen gesagt, verstand ich auch meistens kaum, um was es ging.

Ein Freundschaftsabend mit ungeladenen Chinesen

Eine ältere Dame, Frau Sz. (sie flüsterte mir einmal in einem vertrauten Augenblick zu, sie sei auch «Parteilose» und obendrein eine Cousine von Leo Szilard, dem berühmten Atomphysiker — das letztere dürfe hier aber niemand wissen!), war z. B. für die «Freundschaftsabende» verantwortlich. Von Zeit zu Zeit wurden in verschiedenen Betrieben oder Volksfrontorganisationen festliche Abendvorstellungen veranstaltet, an denen die Kultur, das Gesellschaftsleben und die wirtschaftlichen Errungenschaften der befreundeten «volksdemokratischen» Völker und der Völker der Sowjetunion popularisiert wurden. Dazu wurde auch der Botschafter oder Kulturattaché des entsprechenden Landes in Budapest feierlich eingeladen; manchmal traten auch Künstler auf. Der Höhepunkt nach der Vorstellung war das Bankett, an dem die Leiter der betreffenden lokalen Partei- und Massenorganisationen sowie die Ehrengäste aus Budapest teilnahmen. Natürlich bereitete die Zusammenstellung der Protokolliste meiner ehrwürdigen Kollegin die grössten Schwierigkeiten. Kummer hatte sie einmal mit einem chinesischen Freundschaftsabend. Der sowjetisch-chinesische Konflikt war schon zu seinem ersten Höhepunkt gelangt. Die Parteizentrale beschloss, den schon viel früher angekündigten Freundschaftsabend zwar abzuhalten, jedoch die chinesische Botschaft nicht dazu einzuladen. Der Botschafter erschien aber ungeladen mit zwei Sekretären. Frau Sz. konnte es nicht verhindern, dass die chinesischen Gäste während des Bankettes freundschaftlich gefeiert wurden. Dass der schon angetrunkene Vorsitzende der örtlichen Volksfrontorganisation eine Schüssel Hühnersuppe auf den Anzug des Botschafters schüttete, änderte

kaum etwas an diesem peinlichen politischen Vorkommnis. Frau Sz. und der zuständige «Instruktor» wurden scharf gerügt.

Die junge Genossin, die ich zu Anfang als Schreibkraft missbrauchen wollte, war für die «Jubiläen» verantwortlich. Der Weltfriedensrat empfahl jedes Jahr, der Geburts- oder Todestage bestimmter Schriftsteller, Denker, Staatsmänner oder Wissenschaftler zu gedenken, die dem Frieden, Fortschritt und der Freundschaft zwischen den Völkern gedient hatten. Diese Gedenktage wurden in allen Ostblockländern einheitlich begangen. Durchschnittlich kam es jeden Monat zu einer solchen Feier, auf der das Leben und die Werke des Jubilars erörtert wurden. In Budapest wurden diese Gedenktage im Kosuth-Klub begangen, in dessen Festsaal etwa 150 bis 200 Sitzplätze zur Verfügung standen. Eben genug, um der Genossin schlaflose Nächte zu bereiten. Besonders wenn es sich z. B. um einen in Ungarn unbekanntem bulgarischen Dichter des 16. Jahrhunderts handelte. Obwohl Tausende von feierlichen Einladungen auf Hochglanzpapier versandt wurden, Presse und Radio das Ereignis gross ankündigten und die Genossin in den letzten Tagen fieberhaft herumtelefonierte, um alle Aktivisten noch einmal daran zu erinnern, waren es manchmal nur 30 bis 40 Leute, die im grossen Saal verloren herumirrten, und die Genossin erlitt einen Nervenzusammenbruch. Dann bemühten sich natürlich alle, sie zu trösten, und der Bericht von der Feier wurde schön frisiert. So konnte nicht nur die ungarische Presse, sondern auch das Bulletin des Weltfriedensrates von einem grossen Erfolg berichten.

Zuletzt soll noch Frau P., die Tochter des Vorsitzenden der Akademie der Wissenschaften, erwähnt werden. Sie war für die Beziehungen zum Weltfriedensrat, zu den nationalen Friedensräten der übrigen Ostblockländer sowie für den Klatsch innerhalb des Hauses verantwortlich. Sie versah ihre Aufgaben vortrefflich, besonders was den letzteren Teil betrifft.

Kontaktsuche mit Rundschreiben

Die Beziehungen zum Westen waren nun meine Aufgabe. Kommunistische und prokommunistische Friedenskämpfer aus dem Westen waren auch schon früher oft zu Gast in Ungarn gewesen. Nun hatte man aber erkannt, dass nicht diese Leute überzeugt werden mussten. Viel wichtiger war es, die Sympathien bürgerlicher Elemente zu gewinnen.

Ich verfasste Rundschreiben in verschiedenen Sprachen, in denen die Zielsetzungen unseres Friedensrates dargelegt wurden. Diese Briefe wurden an verschiedene pazifistische Friedensbewegungen, kulturelle und wissenschaftliche Institutionen versandt. Auf manche erhielten wir Antworten, in denen meistens die eigenen Vorstellungen und Ziele erörtert wurden. Das war schon eine Grundlage zur weiteren Korrespondenz, die dann meistens — wenn die Vorzeichen günstig waren (d. h. wenn eine freundliche Einstellung dem Ostblock gegenüber wahrgenommen werden konnte) — zu einer gegenseitigen Einladung führte.

Grosse Aufmerksamkeit wurde den neuen Ländern der Dritten Welt gewidmet. Die Pflege dieser Beziehungen war am leichtesten. Besonders die Afrikaner waren ausserordentlich kontaktfreudig. Schon nach unserem ersten Brief erhielt

Zusammenhänge

Nassers Erbschaft

Nassers Tod hinterlässt in Aegypten und in der arabischen Welt ein Vakuum an charismatischer Persönlichkeit. Hinterlässt er auch ein Vakuum an Macht?

Die sowjetische Erbschaft ist schon vorbezogen

Vor einigen Jahren wäre die Frage in aller Selbstverständlichkeit zu bejahen gewesen. Heute nicht mehr. Die Sowjets, welche Nasser seinerzeit als vermeintliches Gegengewicht seiner west-östlichen Schaukelpolitik ins Land gerufen hatte, sind mittlerweile zur Protektionsmacht geworden, die keinen neuen Schaukelpartner mehr zulässt. Das ist die wichtigste Gegebenheit der Konstellation nach Nassers Tod, und sie bedeutet zur Hauptsache Kontinuität.

Nasser hat seine Führung in den arabischen Ländern und seine Mitführung in einer ehemals neutralistischen Dritten Welt selbst überlebt. Er war noch immer ein Symbolträger, aber als Machtträger war er angeschlagen. Ein «Duce», wie es Mussolini nach seiner alternativen Auslieferung an den stärkeren Partner

des Nationalsozialismus geworden war: Moskau beherrscht heute die Szene so wie seinerzeit Berlin. Nasser, den die sowjetische Presse in den ersten Jahren nach seiner Machtergreifung einen Faschisten nannte, musste seine eigene faschistische Führerpersönlichkeit dem National-Sozialismus der grossen UdSSR unterordnen.

Als Nasser beigesetzt wurde, widerhallten die Strassen vom heissen Wehklagen der Massen seines Landes. Aber die politischen Gespräche der Nachfolger in den kühlen Sitzungszimmern standen unter dem Vorzeichen eines ausländischen Gastes. Den Ton gaben Kossygin und seine sowjetische Delegation an.

Die Nachfolgefrage mag spannend sein, besonders für den Kreis der in Frage kommenden Personen. Aber wichtig sind in diesem Zusammenhang zur Hauptsache zwei Fragen. Erstens: Ist es denkbar, dass jemand Nachfolger wird, der den Sowjets nicht genehm ist? Zweitens: Ist es denkbar, dass ein beliebiger Nachfolger eine Politik macht, die den Sowjets nicht genehm ist?

Die ersichtlichen Indizien der Machtkonstella-

tion führen zur Verneinung dieser Fragen, und was vorbehalten bleibt, sind Imponderabilien. Aegypten ist eine Schlüsselposition, und die Schlüsselposition in dieser Schlüsselposition halten die Sowjets. Um sie zu erhalten, war Nasser für sie seinerzeit nahezu unentbehrlich gewesen. Um sie zu halten, bedürfen sie viel weniger eines einzelnen Mannes.

Die sowjetische Dominanz in Aegypten bleibt also gewahrt, und möglicherweise kann sie sogar mit noch weniger Reibung fortgesetzt werden. Nasser war schliesslich aus eigener Kraft als nationaler Führer und als Feldherr des pan-arabischen Kreuzzugs hochgekommen, dem sein ganzes Trachten galt. Auch nachdem er sich in die sowjetische Abhängigkeit begeben hatte, blieb seine persönliche Wirkung auf Landsleute und Mitaraber erhalten, und durch diese übte er in den Augen der Sowjets seine nützliche Rolle als Transmissionsriemen zur arabischen Bevölkerung aus. Dieses Bewusstsein gab ihm einen gewissen Spielraum, der nach dem verlorenen Krieg gegen Israel 1967 zwar sehr klein wurde, aber noch bestand. Man hatte im Kreml zur Rücksichtnahme auf seine

So wurde ich ein Friedenskämpfer . . .

(Schluss von Seite 5)

ten wir sofort die Antwort, dass sie Budapest besuchen möchten. (Darüber später.)

Mit den westeuropäischen Kontakten war es bedeutend schwerer. Wenn schon eine Beziehung zustande gekommen war und nun die Einladung erfolgen sollte, befielen Zweifel unsere Abteilungsleiterin (die übrigens keine Fremdsprache beherrschte). Besonders wenn der ausländische Partner allzu freundlich war. War dieser freundliche Mann nicht etwa ein feindlicher Agent? Alle möglichen und unmöglichen Bosse wurden zu Rate gezogen, aber wenn wir unseren Rücken mit einhelliger Zustimmung gedeckt hatten, konnte die Einladung erfolgen.

Die heikle Sache, Ausländer-Aufenthalte zu programmieren

Jetzt kam die schwierige Aufgabe, das Programm des Gastes zusammenzustellen. Wen soll er treffen, was alles soll er besichtigen? Standardpunkte waren Kinderkrippe, Schule und Spital, ein oder zwei Betriebe, landwirtschaftliche Genossenschaft und Kulturhaus. Dazu kamen die persönlichen Interessen des Gastes. Schriftsteller sollten den Schriftstellerverband besuchen usw. Ausserdem waren Stadtbesichtigung von Budapest, Rundfahrt am Plattensee und auf der Puszta, ein gemütlicher Abend in einer Csarda oder einem Weinkeller selbstverständliche Bestandteile eines Programms. Das Schwierige dabei war, alles in 6 bis 8 Tagen so zu bewältigen, dass nicht nur die vom Gast gewünschten Gesprächspartner, sondern hauptsächlich die interessierten Bosse zeitlich und programmässig ihren Wünschen entsprechend ihren Anteil hatten.

Der Anfang war schwer, besonders als die aus-

ländischen Gäste noch selten waren. Aber schon im zweiten Jahr meiner Tätigkeit hatten sich die Besuche sehr vermehrt. Das war übrigens nicht nur mein Verdienst, denn alle anderen Ost-Friedensräte hatten dieselbe Kampagne gestartet. Wenn der ausländische Gast schon in den Osten kam, wollte er auch die übrigen Länder besuchen, und so wurde es zur Gewohnheit, dass sie von Land zu Land weitergereicht wurden, also vervielfachten sich unsere Neuerwerbungen mit denen der Schwesterorganisationen. Die Statistik in den Berichten gestaltete sich ausgezeichnet. Die Bosse wurden langsam des grossen Fremdenverkehrs überdrüssig und wollten nur noch mit besonders namhaften Persönlichkeiten zusammentreffen. Nun kam die Zeit, da man Gesprächspartner suchen musste. Gute Gelegenheit, jene Intellektuellen, Professoren, Schriftsteller, Künstler, Aerzte und Ingenieure heranzuziehen, die man bisher als politisch passive Leute beiseite gestellt und von Ausländern ferngehalten hatte. Sie hatten nicht nur Freude, sondern intellektuelles und berufliches Bedürfnis an Kontakten mit Vertretern einer «fernen und fremden Welt».

So bekam dieser Friedenskampf allmählich doch einen gewissen Sinn.

Kategorien von Gästen

Natürlich gab es naive Illusionisten, die in den Ostblockstaaten feierlich empfangen und hofiert, «tief beeindruckt» und mit «völlig neuen Anschauungen» heimkehrten. Sie waren aber in geringer Zahl.

Für viele Reisenden in Sachen Frieden bedeutete jedoch der Besuch im Ostblock, dass sie danach differenzierter denken konnten, dass sie besser zwischen dem Regime und den Menschen «jenseits des Eisernen Vorhangs» unterscheiden konnten. Sie hatten wahrgenommen, dass es dort nicht nur Kommunisten, sondern auch sehr viele

«ganz normale» Menschen gab, die nicht aus Begeisterung und Ueberzeugung, sondern aus historischer Not schlecht und recht mit den Umständen lebten, die sie nicht ändern konnten.

Dann muss noch von der Sorte Leute gesprochen werden, die einfach deshalb kamen, weil sie wahrgenommen hatten, dass der Friedenskampf ihnen die Möglichkeit bot, ohne Kosten schöne und interessante Reisen zu unternehmen. Nachdem sie in 3 oder 4 Ostblockstaaten wunderbare Ferien verbracht hatten, die sie sich aus eigenen Mitteln nie hätten leisten können, verschwanden sie spurlos vom Horizont des Friedensrates, und man hörte nie wieder etwas von ihnen.

Aber neben diesen Begleiterscheinungen, die höchstens ein verständnisvolles Lächeln verdienen, hatte der Friedenskampf seine positiven Seiten. Zahlreiche echte Persönlichkeiten, namhafte Wissenschaftler, Schriftsteller, Künstler und Akademiker aus dem Westen erhielten die Möglichkeit, die Realität im Osten kennenzulernen, mit entsprechenden Partnern im Osten in einem positiven Gedanken- und Meinungs austausch gegenseitig die Horizonte zu erweitern. Besonders wertvoll war das für die östlichen Intellektuellen, die nach den bitteren Jahren des Stalinismus erstmals die Gelegenheit hatten, ein wenig ihre völlige Isolation zu lockern und westliches Gedankengut wahrnehmen zu können.

Nach Chruschtschews Sturz, als die ganze Politik der friedlichen Koexistenz von neuem überprüft wurde, wurde auch an den «revisionistischen» Formen des Friedenskampfes Kritik geübt. In den Parteizentralen kam man zu der Erkenntnis, dass diese Arbeitsmethoden nicht so sehr den eigenen Zielen als den «westlichen Auflockerungsversuchen» gedient hatten. Da sich aber im Sozialismus nie die Organe, sondern nur einzelne Menschen irren können, wurden Sündenböcke gesucht. Ich sollte einer sein.

(Fortsetzung folgt)